

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

14] Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

„Ist bei Dir zu Hause vielleicht etwas Trauriges passiert.“

„Nein.“

„Sei nicht so schwermüthig Junge. Morgen gehen wir achter zum Kapitän und kriegen Geld. Und dann gehen wir ans Land und amüsiren uns.“

Benn sagte nichts.

„Komm, geh mit hinein!“

„Ich möchte hier noch ein Weilchen stehen. Ich komme bald nach,“ fügte er hinzu, um den andern loszuwerden.

Oivind ging hinein und Benn blieb zurück. Der Abend erschien ihm so schön, und der Mond strahlte noch immer mit derselben trostreichen Klarheit, wie früher.

Die Kajüthüre öffnete sich. Er drehte sich herum und sah den dicken, breiten Steward in Morgenschuhen dahergewatschelt kommen. Als er zu Benn hinkam, blieb er plötzlich stehen und guckte ihm mit seinen kurzächtigen Augen blinzelnd ins Gesicht.

„Halloh, Benn! Stehst Du hier? Liest Du nicht Deine Briefe, Kerlchen? Du bekommst ja eine halbe Million!“

„Ich habe sie gelesen!“

„So, na, wie steht's denn daheim!“

„Danke, gut!“

„Und willst Du nicht heut' Abend schreiben?“

„Nein, ich glaube, ich schiebe es bis morgen auf.“

„Du“ — er senkte die Stimme — „wilst Du mir bei einem kleinen Zettelchen an meine Frau helfen, dann nimmst es der Kapitän morgen früh mit.“

„Ja, gern.“

Dann gingen sie in die Kambüse hinein.

„Ich bade bald, Benn, und dann sollst Du einen Kuchen für Deine Mühe haben.“

Der Steward klappte seinen Bäckertisch von der Wand herab und setzte den Ständer darunter. Dabei redete er un-
aufhörlich, weihte Benn in seine häuslichen Verhältnisse ein, erzählte lang und breit von seinem Sohn Ole und von seiner Frau Martha, die so brav wäre. Das Meiste hatte Benn schon früher gehört.

Als die Schreibgeräthschaften vorgefucht waren, ließ er Benn den Brief der Frau lesen, dann gab er ihm jeden Satz an, der geschrieben werden sollte und ließ ihn Benn formen, wie er wollte.

Sie blieben noch sitzen, lange nachdem der Brief fertig war.

Der Steward ward dessen gar nicht müde, ihn durchzubuchstabiren.

Als er endlich mit dem Lesen fertig war, rief er:

„In Jesu Namen, was willst Du, der so schön schreibt, auf der See? Es kann ganz fein sein auf See, so lange man jung ist; aber man wird selten glücklich dabei. Ja, ja, das ist wahr!“

Es trat Stille ein. Benn zog den Brief der Mutter hervor und las ihn. Dann steckte er ihn wieder in die Tasche. Seine Seele war nun ruhig und leicht, und er dachte mit Freuden an die Briefe, die noch ungelesen in der Kojе lagen.

Der Steward war in Gedanken versunken und blies große Rauchwolken in den Raum hinein.

Benn dachte sich, seine Kameraden mühten nun zur Ruhe gegangen sein, es war so still auf dem Schiff. Nur den Michel, der in der Kojе zunächst der Kambüse lag, hörte er eine schwermüthige, wehmuthsvolle Weise summen:

„O, Seemann, der auf dem Ozean fährt,

hält stets Deinen Sinn dem Herrn zugekehrt!“

Als Benn später in die Kooф hineinkam, schliefen alle. Nur Jens Christian, der die Wache hatte, saß auf seiner Kiste und nickte im Schlafe. Als Benn hineinkam, fuhr er auf, setzte sich aber wieder, als er sah, daß es nur Benn war.

Der Junge zog sich aus und kroch in seine Kojе. Dann nahm er seine Briefe vor. Er legte sich mit der Hälfte des Körpers auf die Kiste hinaus, um besser sehen und sie alle durchlesen zu können. —

XII.

Am Tage darauf arbeitete Benn im Zwischendeck. Der Ballast sollte heraus. Um 2 Uhr kam der Steuermann zu ihm hinunter:

„Na, Benn, zieh Dir 'ne feine Toppe an. Du sollst mit der Frau an's Land, um ihr tragen zu helfen. Zieh' Deinen Landanzug an!“

Ein fast ängstliches Gefühl des Glücks durchströmte Benn: Sie hatte ihn also nicht vergessen! Er hatte sich gestern nicht geirrt, als sie ihm zunickte.

Er sprang in die Kooф hinauf, wusch sich und zog sich in fieberhafter Eile an. Die ganze Zeit sah er in Gedanken sie in ihrem schweren Pelzmantel in der Kajüte sitzen und auf ihn warten. Er brauchte keine zehn Minuten, sich umzu-
kleiden. Sobald er fertig war, betrachtete er sich schnell im Spiegel. Seine Haut war feiner und weicher geworden, weil er sich nicht täglich mit dem salzigen Wasser gewaschen hatte, und sie hatte eine bräunlichere Farbe bekommen, als früher. Er legte die Hände auf seine heißen Wangen. Gott! wie heiß er war! Dann drehte und wandte er sich, um zu sehen, wie sein neuer blauer Anzug ihm von vorn und hinten stand. Es war so lange her, seit er ihn angehabt hatte, daß er ihm ganz neu erschien. Die weiten, eleganten Beinkleider hatten im Koffer oberhalb der Knie Falten bekommen. Er streckte und zog an ihnen, um die Falten fort zu bekommen. Die Schuhe machten ihn halb verrückt vor Freude: Sie waren noch gerade so blank, wie damals, als er sie in Arendal eingepackt.

Und dann dazu der breitrempige Hut! Den hatte er gekauft, um so seemännisch, wie möglich, auszusehen.

Er warf noch einen kurzen, flüchtigen Blick in den Spiegel, schleuderte ihn dann in die Kojе hinein und lief zur Thüre hinaus.

Als er zum Mittelschiff kam, entstand eine Verwunderung und ein Staunen unter den Kameraden. Er schritt über alte Planken, Laue und Kloben davon.

„Seht nur den Benn an! Wie flott der ist!“

„So fein, wie der Schiffer selbst!“

„Und den Hut hat er in die Augen gedrückt!“

„Ja, wie all' diese Studentenlassen!“

„Du triffst die Frau oben bei dem Steamkarsen,“ sagte der Steuermann und lachte und nickte ihm zu.

Benn war bald am Lande und lief. Einige Kameraden sahen ihm fast neidisch nach.

Einer rief:

„Sie ist noch an Bord!“

Benn blieb einen Augenblick stehen. Aber da lachten sie alle laut los, und er lief weiter.

Es war kalt. Kleine Tümpel, tiefe Löcher und Pferdespuren lagen festgefroren da. Der Junge glitt mehrmals aus, ohne jedoch zu fallen, sprang über die alten Bretter, die aufgestapelt waren, und über die Anker- und Drahttaue, die von den Schiffen ausgingen.

Als er um die Ecke bog, wo die Straße begann, hörte er plötzlich auf zu laufen: Dort ging sie auf und ab und wartete auf ihn.

Er versuchte seine Athemzüge zur Ruhe zu zwingen, bevor er sie erreichte.

Sie kam ihm entgegen, reichte ihm die Hand und sagte lächelnd:

„Na, Benn, haben Sie heute geweint?“

„Gew — — eint? Nein.“ Er wurde verlegen und ein wenig eräaunt. Sie gingen ruhig im Promenadenschritt dahin.

„Nah meine, ob Sie noch immer schwermüthig sind?“

„Nein, seit Frau Kapitän mir versprochen — —“

„Sagen Sie mir, Sie haben doch wohl mit den Denten nicht von der Abmusterung gesprochen?“

„Nein.“ Er fühlte sich fast gekränkt, daß sie so etwas befürchtete, und fügte in etwas affektirt beleidigtem Ton, ohne sie anzusehen, hinzu:

„Ich bin niemals indiskret, Frau Kapitän!“

Sie lachte, als hätte sie das Gefünstelte in seinen Worten gefühlt. Das Lachen verdroß ihn. Er fühlte sich gedemüthigt, kam sich klein vor in den Augen der Geliebten, und die Thränen traten ihm in die Augen.

Sie sah es und sagte:

„Nein, mein Gott! Seien Sie wieder gut! Ich weiß ja, Sie sind ein braver Mensch!“ Sie zog ihre behandschuhete Hand aus ihrem Muff heraus und reichte sie ihm hin!

„Sind Sie wirklich so empfindlich? Dann passen Sie aber wirklich nicht dazu, unter Seelenten zu leben.“ Sie hielt seine Hand fest in ihrer warmen und drückte sie einige Male, so daß ihre Wärme ihn durchströmte.

Es entstand eine kleine Pause. Er versuchte das Weinen zu unterdrücken und wischte die Thränen, so still wie möglich, fort.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Erfinder.

Novelle von Harry Alis. Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Der Eingang zum Handelsministerium wird von einem Manne von militärischem Aussehen behütet. Dieser „Hüter“ hat dem Ruhm einst ein Bein geopfert, und das schadet der Majestät seines Ganges; doch, wenn er auf seinem Posten sitzt und auf die Besucher aufpaßt, verleihen ihm seine Medaillen, sein martialisches Gesicht mit dem stolzen Schnurrbart ein imponantes Aeußere.

Ein hochgewachsener alter Herr und eine kleine alte Frau sind unter das Thor getreten. Sie schienen in dem Ministerium bekannt zu sein, doch jedenfalls schüchtern sie der fragende Blick des Portiers ein, denn der Mann blieb stehen und fragte mit der deutlichen Absicht, den Zweck seines Besuchs mitzutheilen:

„Das Patentbureau, bitte?“

„Treppe C im zweiten Stock!“

Sie gehen weiter und steigen die Treppe C hinauf.

Dies sind die Bureaux für die Erfindungen. Es giebt in Paris keinen Ort, der äußerlich einen so alltäglichen Eindruck macht; ein großes, mit viereckigen Kartons vollgepfropftes Zimmer, das in einer Ecke durchbrochen ist und in andere genau ebenso ausgestattete Zimmer führt. In der Mitte des ersten liegen auf einem riesigen Tische die Patentkataloge; einige daran sitzende Personen blättern darin. Zeichner kopiren Modelle für Patentbureaus und machen sich ganz leise über die Besucher lustig. Das sind die Getreuen des Patentamtes.

Man sieht aber auch Gelehrte und Reiche. Allerdings sieht man sie nur selten, denn sie nehmen hauptsächlich die Hilfe von Vermittlern in Anspruch. Manchmal aber wagen sie sich doch hierher, und dann hallt das Zimmer wieder von ihrem scharfen, entschiedenen Organ. Sie tragen im Winter Gehpelze und im Sommer Blumen im Knopfloch. Das sind die Günstlinge der Göttin „Erfindung“.

Doch die große Anzahl der Getreuen sieht anders aus; das sind schlechtgekleidete arme Teufel, die von Sorgen und Armuth niedergedrückt, sehen und demüthig angehöhlten kommen. Wie jene Spielprofessoren, die man in den Salons von Monte Carlo trifft, haben auch sie eine eiserne Stirn und jenen zugleich leuchtenden und unstaten Blick, der dem Genie oder dem Wahnsinn eigen ist. Das sind die wahren Anhänger der Gottheit, denn ihnen bereitet sie nur Qualen, und doch hängen sie an ihr mit unerschütterlicher Treue.

Als Bureaudiener wartet in diesen Räumen ein bider Mensch mit ewig schmunzelndem Gesicht; er kennt die meisten der Getreuen und empfängt sie mit Rücksicht. Er hat Leute Millionäre werden, er hat andere im Irrenhause enden sehen; doch er zittert gern die ersteren, bei deren Erwähnung den Gläubigen die Augen funkeln, und die ihm einige Silberstücke einbringen . . .

An jenem Tage unterhielt sich der Bureaudiener mit einem kleinen, rothbädigen Mann mit ewig lächelnder Miene und einem Erfinder von etwa 50 Jahren, der lange, wirre, ins graue spielende Haare trug. Der große alte Mann und die kleine alte Frau, die eben an dem Portier vorübergegangen waren, traten demüthig in das Heiligthum. Der Erfinder mit den langen Haaren sprach sie an:

„Ah, sieh da, Herr Vornay! Guten Tag, Madame! Wie geht's?“

„Sehr gut, Herr Burtin, sehr gut. Guten Tag, Herr Meyer!“ Herr Meyer war der kleine, rothbädige Mann.

Es war noch eine andere Person da mit glattem Schulmeistergesicht, die in einem Bande blätterte. Herr Vornay begrüßte ihn, dann nahm er den Bureaudiener bei Seite und sprach ziemlich lange mit leiser Stimme und flehender Gebärde auf ihn ein.

„O, das ist unmöglich!“ versetzte der Beamte. „Wenn Sie wiederkommen wollen, ginge es eher.“

Während dieser Unterhaltung waren andere Personen eingetreten, ein Koloz mit langem Bart und dann noch mehrere Leute, die alle einander mehr oder weniger kannten. Plötzlich jagte Herr Burtin mit lauter Stimme:

„Na also . . . Kommen Sie mit, eine Kleinigkeit trinken?“

Meyer, Herr und Frau Vornay folgten ihm, während die Anderen nachzukommen versprachen.

Einige Augenblicke später saßen sie alle in dem Hinterzimmer einer kleinen Kneipe an der nächsten Straßenecke. Herr Burtin, der in Gebelanne zu sein schien, ließ Getränke kommen und sprach mit feberhafter Aufregung: „Ich habe mit dem Verkauf meines Kolorirverfahrens für Kirchenfenster etwas Geld verdient. Aber ich bin

fürchterlich übers Ohr gehauen worden. Nicht wahr, Meyer? Doch für meine neue Seife kann ich keinen Kapitalisten finden, und doch haben sie mehrere Deputirte dem Ministerium empfohlen.“

Ein armer, schäbig gekleideter Mensch, dessen große schwarze Augen im Feuer des Wahnsinns leuchteten, schien plötzlich in Wuth zu gerathen.

„Ach ja, die Deputirten, das sind die Mächtigen! Ich habe ihnen 20 Petitionen zugesandt, sie sollten mein Verfahren empfehlen. . . . Ich verlange nichts für mich, es ist ja für die Menschheit! . . . Und da beklagen sie sich noch, daß sie stets Defizit haben!“

„Nun erklärte er seine Idee. Es handelte sich darum, die in den Bergwerken aufgespeicherte Erdwärme zu binden und nutzbar zu machen. Dort unten wäre sie den Arbeitern höchst lästig, dagegen auf der Erdoberfläche könnte sie zu tausenderlei Dingen verwendet werden, und dabei würde man noch das Brennmaterial sparen. Er erregte sich beim Sprechen, stieß Drohungen aus und unterbrach seine Rede mit zusammenhangslosen Worten, wie: „Geduld . . . Geduld . . . man wird ja sehen . . . Ich werde es Ihnen schon zeigen!“ Die andern hatten im Grunde genommen nur Mitleid mit dem Erfinder, für seine Entdeckung hatten sie nur sehr geringes Interesse, denn jeder dachte fortwährend an seine eigene.

Ein magerer und schüchtern Mensch stimmte bald darauf dem Erfinder des unterirdischen Feuers zu und las eine Petition vor, die er an demselben Tage an die Kammer gerichtet; denn nach jahrelangen Bemühungen war es ihm gelungen, künstliches Gold zu fabriziren. Lange hatte er den Nutzen seiner Entdeckung für sich behalten wollen, doch er fürchtete, der Tod könnte ihn überraschen, und seine großartige Erfindung der Menschheit verloren gehen. Darum bat er die Regierung, sie möchte ihm die Mittel bewilligen, seine Experimente mit Unterstützung von Fachleuten fortzusetzen und beschwor das Parlament schließlich, kein Gold weiter prägen zu lassen, denn dasselbe wäre ja mit seiner Erfindung nicht mehr von nöthen.

„Ganz mein Fall,“ unterbrach der Koloz mit dem langen Bart; ich wollte „sie“ — man wußte nicht recht, auf wen dieses „sie“ sich bezog — auf meine Hakenschnübe aufmerksam machen. Nein unmöglich. Sie wollen nicht; ja, die Kapitalisten sind recht dumme Kerls!“

Bei diesen Worten entstand ein allgemeiner Aufubr. Jeder zitierte Beispiele für die riesige Dummheit der Kapitalisten, und nur Herr Meyer, der kleine Mann mit dem rothen Gesicht blieb ruhig sitzen. Der Erfinder des künstlichen Goldes beugte sich zu Herrn Burtin hernieder und fragte ihn:

„Wer ist denn das?“

„Das? Das ist einer von den Patentagenten, die uns unter dem Vorwand, Kapitalisten ausfindig zu machen, ausbeuten. Sie finden nie welche, aus dem einfachen Grunde, weil sie nie suchen, doch wenn sie überzeugt sind, daß die Sache gut, dann borgen sie Einem im Nothfalle 100 Franks und lassen sich 500 dafür wiedergeben. . . .“

Dann setzte er nach kurzer Pause hinzu: „Es ist aber immer noch ein Glück, daß solche Menschen überhaupt existiren.“

Die allgemeine Aufregung legte sich, es entspannen sich Privatunterhaltungen, und in einer Ecke saß die kleine alte Frau und erzählte einem blassen jungen Manne die Geschichte ihres Lebens.

II.

Früher hatte Herr Vornay in Lyon einen ganz andern Beruf ausgeübt, denn schon sein Vater obgelegen hatte; er war Uhrmacher gewesen. Doch schon damals interessirte er sich für Maschinen und widmete der Mechanik alle seine Ruhestunden; er fabrizirte Maschinentheile und Schloffer, die er veränderte, vereinfachte und mit Nädern verjah. Auf diese Weise entdeckte er das lange Zeit gesuchte Verfahren der mechanischen Fabrikation von Porzellangegenständen, wie Teller, Tassen und Schüsseln. Jetzt erst kam ihm der Gedanke, aus seiner Erfindung Nutzen zu ziehen. Doch dazu brauchte er Kapitalien und er bat reiche Verwandte darum. Aber man lachte ihm ins Gesicht und behandelte ihn als einen Mann, der mit seinem Schicksal unzufrieden war und sich über die Anderen erheben wollte.

Diese Mißerfolge konnten den Glauben und das Vertrauen, das Vornay zu seiner Erfindung hatte, nicht erschüttern. Er machte alles, was er besaß, zu Gelde und reiste nach Paris. Dort konnte er wenigstens Kapitalisten finden, und man würde ihn nicht gleich von vornherein für unfähig erklären.

Doch ach, auch in Paris fand er die Quellen nicht, die er suchte, dagegen lernte er bald die Sorgen uns tägliche Brot kennen. Als sein Kapital aufgezehrt war, fand er mit großer Mühe vorübergehende Beschäftigung, die ihm gestattet, für den Unterhalt seiner Frau und seiner beiden Kinder zu sorgen. Wenn sie nicht die äußerste Noth kennen lernten, so verdankten sie das den Unterstützungen, die ihnen eine Schwester der Madame Vornay zu theil werden ließ. Von der ganzen Familie hatte allein Tante Clara die Partei des Erfinders ergriffen; sie glaubte an sein Genie und bewunderte ihr rüchhaltlos. In Erwartung der Millionen, die als Entgelt für die Entdeckung des Herrn Vornay nicht ausbleiben konnten, veräußerte auch sie ihr kleines Vermögen und nahm dann bei einem kranten alten reichen Mann eine Stellung als Gesellschafterin an. Sie war es, die die Kosten des Haushalts trug, die Kleidung, das Schulgeld herbeischaffte und im äußersten Nothfall sogar die Miete bezahlte.

Verschiedene Male indeß hätte Herr Vornay beinahe Kapitalisten zur Ausbeutung seines Patents gefunden. Ein Kaufmann stand im Begriff, mit ihm einen Vertrag zu schließen, machte aber vorher eine Reise nach Lyon, erkundigte sich und lernte dort Verwandte des Erfinders kennen, die ihm dringend abriethen, sich mit dem Abenteuer einzulassen. Ein anderer Kapitalist starb am Tage vor der Unterzeichnung des Kontrakts. Endlich zeigte sich ein Fabrikant aus Bordeaux geneigt, das neue Verfahren in seinen Werkstätten zu probiren. Die Versuche glückten, aber trotzdem wurde nichts aus der Sache, denn der Fabrikant nahm sein Wort zurück.

In der Zwischenzeit übte Herr Vornay recht zweifelhaft und wenig einträgliche Berufe aus; er war Versicherungsagent, Stadt-reisender, Buchhalter, ja sogar Adressenschreiber. Seine Tochter Lisa wohnte fast beständig bei der Tante Alara, doch der kleine Junge war eine schwere Last für das Ehepaar. Damals lernte der Erfinder Herrn Meyer, den Patentagenten kennen.

Endlich kam der Augenblick, da das Patent für die Porzellan-fabrikation Gemeingut wurde, und Herr Vornay, der ganz nieder-gedrückt war, versuchte, in das Leben zurückzukehren. Man machte ihm den Vorschlag, die Bücher einer Zuderfabrik in Ord-nung zu bringen; die Kompagnons lagen im Prozeß miteinander und einer derselben bot 20 000 Franks für diese Arbeit. Herr Vornay reiste mit seiner Familie ab und arbeitete über ein Jahr Tag und Nacht. Um seinen Eifer anzuzufachen, schmeichelte der Fabrikant seiner Manie und versprach, ihm später beizustehen, wenn er eine neue Erfindung machen sollte. Als er mit seiner Arbeit fertig war, eröffnete er mit seinem kleinen Kapital eine Fabrik, bei der er seine Entdeckung nutzbar machen wollte. Bald darauf brach der Krieg aus, die Geschäfte hörten auf — und er sah sich gezwungen, die Fabri-kation einzustellen.

Der Unglückliche kehrte nach Paris zurück, wo er, nicht ohne Mühe, eine sehr schlecht bezahlte Stellung fand. Der kleine Junge wurde krank und starb nach langem Leiden, seine Krankheit hatte das letzte Geld verschlungen. Herr Vornay jagte sich, nur eine neue Erfindung könnte ihn vor dem Elend retten, und er fing an, aufs neue zu grübeln und zu suchen. Da er wirkliches mechanisches Talent besaß, so erfand er eine neue Art von Schutzketten für die Armee und associirte sich mit einem gewissen Duval, der ihn in der schamlosesten Weise ausbeutete. Mehrlich erging es ihm bei einer anderen Erfindung, die er für eine lächerlich geringe Summe ver-kaufen mußte.

Diese Mißerfolge erregten den Unglücklichen nur noch mehr und er ging wie im Irren umher. Noch immer glaubte er an seinen Stern und wiederholte häufig seiner Tochter Lisa: „Habe keine Furcht; Du wirst Millionen haben.“

Er glaubte das auch, und selbst Mißerfolge waren nicht im stande, ihn auf längere Zeit zu entmuthigen. Er fühlte sich wohl für den Augenblick niedergedrückt, doch bald trug das Gefühl seines Selbstbewußtseins den Sieg davon.

Lisa verheiratete sich mit einem jungen Bildhauer, den sie bei der Tante kennen gelernt hatte; doch Schwiegerjohn und Schwieger-vater verstanden sich nicht, da der Erstere zu den Erfindungen Vor-nay's kein rechtes Vertrauen hatte. Er arbeitete fleißig, um für seine Lieben zu sorgen, weigerte sich aber hartnäckig, seiner Familie das Geld zu entziehen, um es den Chimären seines Schwiegervaters hinzuzufügen.

Doch das Schicksal schien diese Unglücklichen zu verfolgen; eine Krankheit raffte den Bildhauer in wenigen Tagen hinweg und Lisa kehrte zu ihren Eltern zurück. Kurze Zeit darauf starb auch Tante Alara, und jetzt lebten sie alle drei freudlos dahin. In ihrer kleinen Wohnung gingen sie mit langsamen Schritten, ohne Geräusch zu machen, als wenn sie fürchteten, das Echo vergangener Schmerzen wahrzunehmen.

Nur Madame Vornay hoffte noch auf den Erfolg, dem der Er-finder noch immer nachjagte. Er hatte jetzt eine Art Boot erfunden, das gegen Sturm und Wetter widerstandsfähig war und das — seiner Ansicht nach — der Staat sicher erwerben würde.

Unglücklicherweise hatte er weder die Mittel, ein Modell zu bauen, noch auch nur ein Patent zu nehmen. Nach vielen nutzlosen Bemühungen nahm er das Anerbieten eines Patentamtwaltes, eines gewissen Cassaret an. Er trat ihm gegen die Bezahlung einer kleinen monatlichen Rente und aller erforderlichen Kosten die Hälfte seiner Rechte ab.

Alles ging zuerst nach Wunsch; die Experimente gelangen und es wurden die nöthigen Schritte beim Marineministerium unter-nommen. Dann weigerte sich Cassaret, der die mißliche Lage des Erfinders kannte, plötzlich, die monatliche Entschädigung zu zahlen. Er wußte die Angelegenheit auf gutem Wege und dachte, Vornay würde sie ihm gegen eine baare Zahlung gänzlich abtreten. Umsonst flehte ihn der Erfinder an, seine Versprechungen zu halten, umsonst klopfte er an andere Thüren. Es kam der Tag, da er das Patent erneuern mußte, und darum waren Herr und Frau Vornay nach dem Patentbureau gekommen, wo man ihnen mittheilte, man könnte ihnen für die Erneuerung des Patents keinen Ausschub gewähren.

(Schluß folgt)

Kleines Feuilleton.

— Japanische „Zauberspiegel“. In der letzten Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie legte Herr Dr. Milchner zwei auf seiner Reise in Japan erworbene japanische Zauberspiegel vor.

Obgleich das Geheimniß dieser Spiegel bereits vor längerer Zeit durch Minru Oshu enthüllt ist, bereitet ihre Vorführung vor Mittheilung der Erklärung noch immer große Ueberraschung. Man sieht einen kreisrunden Metallspiegel von der Größe eines gewöhnlichen Tellers, hergestellt aus einer Legirung von viel Zinn und wenig Kupfer und deshalb beinahe wie Silber glänzend. Beim Hineinblicken in den Spiegel, der ein 4,5—5 Millimeter starkes Blech darstellt, erkennt man ihn als einen gut geschliffenen und polirten Planspiegel, reflektirt man aber darauf fallendes Sonnen- oder Lampenlicht auf eine weiße Wand, so ist das entstehende kreisrunde Bild nicht etwa eine weiße Lichtscheibe, wie man annehmen sollte, sondern es erscheint bei dem einen Spiegel als Schattenbild ein Drache, den man als Hochrelief auf der Abseite des Spiegels findet, bei dem zweiten das scharf gezeichnete Schattenbild eines Buddha mit Strahlenkrone vor einem feingerippten, großen Lotosblatte. Von letzterer Zeichnung ist auf der Rückseite des Spiegels nichts zu sehen. Der Spiegel in der Gestalt dieses zweiten, aus einem Buddha-Tempel stammenden Wunderspiegels ist die gebräuchliche Form, dem ersten fehlt nur die Deckplatte, welche bei dem zweiten sorgfältig in den ungebogenen Rand hineingeschoben und mit dem Rande verlöthet ist. Das Buddha-Bild befindet sich als Hochrelief auf dem Rücken des Spiegels und ist gleichzeitig mit demselben durch kunstvollen Guß aus einem Stück hergestellt. Die Erklärung der Wundererscheinung, womit die Buddha-Priester vor den Gläubigen so geschickt operiren, daß der Zauberspiegel in manchen Tempeln als das größere Heiligthum im Vergleich zu der nie fehlenden Gestalt des thronenden Buddha gilt, ist diese: Der Spiegel ist nur für das unbewaffnete Auge plan, in Wahrheit sind es die Stellen nur, welche dem hinten angelegten Hochrelief entsprechen, während die Stellen dazwischen sich leicht konvex gekrümmt zeigen. Diese Eigenthümlichkeit ergiebt sich nach Herstellung und Ertastung des Spiegels infolge molekularer Spannungsänderungen von selbst; erleichtert wird die Fenderung wohl durch die geringe, auf kaum 1 Millimeter zu veranschlagende Dicke des Bleches an den sich konvex gestaltenden Theilen des Spiegels. Trifft auf den so beschaffenen Spiegel Licht, so wird nur das auf die planen Theile fallende regelmäßig reflektirt, das auf die konvexen Stellen fallende dagegen konzentriert. Es folgt hieraus, daß an der Wand ein Schattenbild entstehen muß von der Form der auf der Rückseite des an sich undurchsichtigen Spiegels angelegten Hochreliefs. —

Musik.

—er—. Opernhaus. „Alár“. Romantische Oper in einem Vorspiel und 3 Akten. Dichtung und Musik von Géza Graf Zichy. Auch für den musikalischen Fortschritt ist jene Pietät die förderlichste, welche über den großen Todten der begabten Talente der Gegenwart nicht vergißt. Nach Thuille's feinsinnigem „Lobestanz“ und Bungen's hochstrebendem „Odysseus“ folgte in kurzem Zwischenraume die romantische Oper „Alár“ von Géza Zichy, dem bekannnten einarmigen Pianisten. Als Dichter greift Zichy allerdings zu weit in jene vor-Meyerbeer'sche Zeit zurück, wo für bunte romantische Vorgänge nur Skizzen von Menschen nöthig waren und durchschlagende Charaktere außerhalb des ästhetischen Systems eines für uns unerträglichen Geschmades lagen. Hier der Inhalt des „Alár“ in wenigen Worten. Die Sprößlinge der Häuser Béghelyi und Tömösi, Alár und Klona, sind gegen den Willen des ersteren, der in heißester Liebe Elisabeth Drághalvi zugethan ist, einander zur Ehe bestimmt. In sehr leichtfertiger Weise wird während der Jagd Alár von Klona's Bruder, Béla, zum Zweikampf gereizt, trifft diesen tödtlich und leistet, um Blutrache von seinem Haupte abzuwenden, der letzten Bitte des Sterbenden den Schwur, Klona zur Gemahlin zu nehmen. Die Eigenerbin Nami, die Amme Béla's und Wärterin Klona's, durch-schaut den ganzen Vorgang und das Wesen Alár's und schwört an der Leiche Béla's, den Mord zu rächen. Als nach Jahresfrist Alár auf Schloß Tömösi sich mit Klona vernählt, wird er durch die beim Feste anwesende Elisabeth so verwirrt, daß er nach dem Priesterlegen der überraschten Versammlung mittheilt, er müsse, einem alten Schwure getreu, dann einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande anzutreten, wenn's seinem Herzen am schwersten falle, sofort aufbrechen. Heimlich erbittet er von Elisabeth noch eine letzte Zusammenkunft auf dem Waldkirchhofe, die von Nami und Lestár, dem Vormund der beiden Tömösi, belauscht wird. Im letzten Aufzuge kündigt der vom Heidenlande zurückkehrende Lestár den Frauen an, daß er Alár im Gotteslampe erschlagen, worauf sich Elisabeth in den Ab-grund stürzt und Klona den Schleier nimmt. Alár's Wunde war jedoch nicht tödtlich, er kehrt wieder und erhält von Klona seine Freiheit zurück. In dem Augenblicke, als er nun Elisabeth's ganz sicher zu sein glaubt, erfährt er deren Schicksal von Nami und fällt eine Minute später unter dem Dolchstiche der Eigenerbin.

Wir haben es also mit einer kalten Tragik zu thun, deren dekorative Spekulationen uns so unebenmäßig, so verholten berühren. Die Requisiten der eingefärbten Opera seria, rauschende Ensembles, malerische Aufzüge, Liebesduette auf zerfallenen Friedhöfen und allegorische Ballette mit prächtigen Apotheosen schüttern ihren Staub ab und bemühen sich, ihrem Schattenwesen mehr Ernst und Romantik zu verleihen als einer bloß vorübergehenden Traumerinnerung aus ent-wickelter Zeit. Vergebliche Mühe! Wir brauchen kein Uebermaß von Selbstgefühl, um einen Kunstwerk ohne individuelle Sprache und ohne Rücksicht auf den Fortschritt unserer dramatischen Bedürfnisse unsere

Geduld und unser Interesse zu vertiefern. Als weit reicherer Geist erscheint Zich, der Musiker. Er gehört zwar nicht zu den Künstlern von erbitertem Ernste und fanatischem Ehrgeiz, aber er hütet sich dafür vor geschmacklosen Uebertreibungen. Seine Duette und Arien haben eine fließende populäre Sangbarkeit der Melodie und gleiten sie zuweilen auch auf das Tieniveau hinab, wo aus dem ersten Takte auch der letzte errathen werden kann, so sind sie doch Zeugnisse einer einfachen, aufrichtigen Natur, die vielleicht trivial werden kann, aber niemals mit harmonisch modulatorischen Kniffen und instrumentalen Sämiten uns belügen will. Die Effekte der überaus dankbaren Stimmführung verdankt Zich wohl dem genauen Studium Meyerbeer'scher Partituren, und auch die Kraft des Ausdrucks, der Ernst deklamatorischer Betonung, die Contrapunkte, Polyphonieen und Instrumentalbedeutsamkeit verläßt selten das Gebiet, welches vom Schöpfer der „Hugenotten“ Schmund und Bedeutung erhielt. In der Ballettmusik offenbart Zich ein besonders zierliches und feines Talent; zwei Walzer haben zu Pathen jene Wienerische Anmuth, in welcher das Genie Johann Strauß' lebt. — Den ehrlichen Erfolg der sorgsam vorbereiteten Aufführung führte das glänzende Ballet des zweiten Aktes zum Höhepunkte. Herr Sommer (Mar) und Fr. Hiedler (Elisabeth) sangen mit dem vollen Aufgebote ihrer ergiebigen Organe und bemühten sich auch schauspielerisch, den Schemen etwas wie Leidenschaft und geistige Subtilität zu verleihen. Frau Götz (Rumi) war ob ihrer in den höheren Lagen unzureichenden Mittel die Ausfüllung der Kunst zwischen Erstrebtem und Ausgeführten nicht möglich. Zweite Partien waren von Fr. Egli (Isona), den Herren Rödinger (Leitär), Bachmann, Stammer und Krassa zu möglichster Bedeutung erhoben. Dr. Rud brachte im Orchester alle Intentionen der Partitur zur befriedigenden Erfüllung und darf sein Verdienst an der warmen Antheilnahme in Anspruch nehmen, für die zu danken Zich nach der Abschlüssen wiederholt Gelegenheit gegeben wurde. —

Kunst.

— Berlin hat endlich eine „Sezession.“ Das Treiben der Jury in der Großen Berliner Kunstausstellung scheint diesmal doch zu toll gewesen zu sein. Einem Maler wurden 3. B. seine Bilder zurückgewiesen, während Arbeiten seiner Schülersinnen Aufnahme fanden. Die Bilder von Walter Leistikow sind zwar nicht, wie zuerst gemeldet wurde, abgewiesen, aber sie waren zunächst von der Mehrheit der Jury abgelehnt, und erst dem energischen Eintreten einiger Mitglieder derselben gelang es, nachträglich ihre Aufnahme zu erzwingen. Dasselbe Schicksal hatte eine Landschaft des Karlsruher Malers Hans v. Volkmann, eines unserer besten Landschaftler. Eine Anzahl abgewiesener Künstler haben am Montag eine Versammlung abgehalten und beschlossen, gemeinsam vorzugehen. Ihnen schlossen sich bedeutende Künstler an, die zwar nicht selbst abgewiesen worden, aber doch die gleichen Anschauungen über das Vorgehen der Jury haben. Es wurde eine Art von Verein gegründet, der sich an der Ausstellung im nächsten Sommer nur betheiligen will, wenn ihm eigene Jury und eigene Säle bewilligt werden. Mag Liebermann, Walter Leistikow, Franz Starbina, A. Normann, Osc. Frenzel, Phil. Grand, Ludw. Dettmann, G. Loosjen, Curt Herrmann, Martin Brandenburg, Hans Valnschel, Paul Hoeniger, Mag Uth und viele Gleichgesinnte gehören diesem Verein an. Wir werden also in Zukunft einen Berliner Saal in der Kunstausstellung haben, der sich neben den Sälen anderer deutscher Kunststädte sehen lassen kann. Das hätte schon längst sein können, leider waren die Bilder der genannten Künstler bisher immer unter den anderen so verstreut, daß sich kein guter Gesamteindruck ergeben konnte. Und wenn die Oede der Werke derer, die jetzt in der Jury die Macht hatten, ebenso wie bei der Münchener Kunstgenossenschaft, um so deutlicher hervortritt, wenn sie ganz unter sich sind, so haben sie ihren verdienten Lohn. —

Gesundheitspflege.

— Ueber nervöse und psychische Störungen bei Gummi-Arbeitern sprach auf der dritten Versammlung mitteldeutscher Psychiater und Neurologen Dr. Landenheimer-Leipzig. Der Redner machte auf die Gefahren aufmerksam, die der beim Jagen. Vulkanisiren (Elastischmachen) des Gummis verwendete Schwefelkohlenstoff dem Arbeiter bringen kann. In den Leipziger Gummifabriken sollen, obwohl dort, namentlich gegenüber Berlin und Bayern, relativ strenge gewerbehygienische Vorschriften bestehen, innerhalb 13 Jahren über 50 Schwefelkohlenstoff-Vergiftungen vorgekommen sein. Wenn diese Vergiftungen auch größtentheils vorübergehender und heilbarer Natur sind, so sind dem Redner in seiner Praxis doch eine Reihe schwerer Geistesstörungen vorgekommen, deren Zusammenhang mit der Vulkanisirarbeit nicht zu bezweifeln ist. Landenheimer schlägt eine Anzahl hygienischer Maßregeln vor, welche die Einathmung der giftigen Schwefelkohlenstoffdämpfe von Seiten der Arbeiter verhindern sollen. Einige dieser Maßregeln, die auf Anregung der Leipziger Irrenklinik hin von der Gewerbe-Inspektion vor mehreren Jahren angeordnet wurden, haben den erfreulichen Erfolg gehabt, daß in den letzten drei Jahren der Prozentsatz der geisteskrank gewordenen Gummi-Arbeiter auf den zehnten Theil der in den 80er Jahren erreichten Erkrankungsziffer gesunken ist. —

Aus dem Thierreiche.

— Die Vogelfauna von Grönland. Als im Jahre 1743 der norwegische Missionar Engede in seinem Buch die ersten Mittheilungen über die grönländischen Vögel gab, waren nur wenige Arten bekannt, Fabricius führte 1780 schon 49 Arten, Gullboell 1820 aber 87 Arten, Newton 1875 123 Arten, Gagerup 1891 133 Arten und P. Binge sogar 146 Arten an. Von diesen gehören drei Viertel der palaearktischen Fauna an und nur 38 deuten auf amerikanischen Ursprung. 30 Brutvögel stehen 26 Zugvögeln und 90 Irrgästen gegenüber. Ein doppelter Zug ist zu bemerken. Wenn im Herbst viele Arten nach Süden wandern, erscheinen aus dem Innern die auf Grönland brütenden Strandvögel an der Küste. —

Humoristisches.

— Anerkennung. Seit 5 Jahren litt mein Mann an Rheumatismus und Asthma und konnte oft wochenlang das Bett nicht verlassen. Von diesem Uebel ist er jetzt durch das unibertreffliche Antirheuma so vollständig geheilt, daß er regelmäßig erst früh gegen 4 Uhr nach Hause kommt.

Frau Rosilde Leidensteld.

— Merkwürdig. Nichts kann ein junges Mädchen heiterer stimmen, als ein Mann mit ernstlichen Absichten. — („Luft. Bl.“)

— Einer, der zu bedauern ist. Der Lehrer einer abgelegenen aargauischen Gemeinde hat im nächsten Kreisauptorte Einkäufe gemacht für seine zahlreiche Familie. Sein Heimweg führt ihn durch einen Wald, und es begegnet ihm ein Räuber. „Lön mi lo gosh, Ma, i bi jo de Lehrer vo A.“, meint der erschrockene Erziehler. — „Was, Du bist en aargauische Lehrer? So lauf, Du bist z'biduure gnuet“; sprach und verschwand im Dunkel des Waldes. —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Berliner Theater versendet folgende Reklamenotiz: „Im Theater sind jetzt allabendlich fast nur noch Damen im Zuschauerraum anwesend, welche herbeieilen, um die sensationelle echt pariserische Frijur und die wunderbaren Toiletten zu bewundern, die Fräulein D zur Schau trägt.“ —

— Der dreijährige Sohn eines Schlossers in Welbert fand ein beim Umzuge achtilos fortgeworfenes Fläschchen mit Schwefelsäure und trank den Inhalt. Er starb nach kurzer Zeit. —

— Im Münchener städtischen Leihhause weiß man sich nicht zu retten vor — Fahrrädern. Die Zahl der dort verpfändeten Fahrräder beträgt bereits etwa 1400. —

— Berichterstatter-Phantasie. Die Wiener Bombenotiz des „Herold“ stellt sich als arge Uebertreibung heraus. Die „Bombe“ des Attentäters war eine mit Schießpulver gefüllte Schnupftabakdose, die der Mann auf den Latentisch stellte und mit der brennenden Zigarre entzündete. Nicht die Kleider des Zündlers wurden in Brand gesteckt, sondern nur die Haare wurden ihm verjengt. Zudem war es kein Tischler, sondern ein ehemaliger Kammerdiener, der bereits 5 Jahre Zuchthaus hinter sich hat. —

— Die „Neuen Tiroler Stimmen“, ein höchst frommes Blatt in Innsbruck, wurden am Sonntagabend wegen eines einzigen Wortes konfisziert. Dabei handelte es sich um eine Bemerkung über ein Ereigniß, das 100 Jahre zurückliegt. —

— Ein neues Pasteur-Institut soll in Florenz errichtet werden zur Behandlung nicht nur der Hundswuth, sondern auch des Schlangengiftes. Letzterer ist in Toscana, wo die Mehrzahl der Bevölkerung mit Landbau beschäftigt ist, besonders häufig. Derartige Institute bestehen in Italien bereits in Rom, Neapel und Mailand. —

— Zwei französische Kandidaten, die sich beide um das Mandat der Stadt Auxerre in Burgund bewerben, betreiben die Agitation, um an den Kosten der Wahllampagne zu sparen, gemeinschaftlich. Sie fahren zusammen auf einem Wagen durch den Kreis, halten gemeinsam ihre Versammlungen ab und entwickeln dann in diesen nacheinander ihre einander entgegengesetzten Programme. —

— In einigen Theilen Rhodesia's richten, wie aus Kapstadt gemeldet wird, Heuschrecken furchtbare Verheerungen an. Bei Hopefontein schwärmen sie in Millionen. Die Obstbäume sind so zahl, wie in nördlicher Gegenden im Winter. Von den Bananenbäumen stehen nur noch die nackten Stämme. Die Heuschrecken fressen sogar die Rinde der Bäume ab. Jedes Jahr wird die Heuschreckenplage in Rhodesia schlimmer. —

— 36000 Mark fordert ein Mann für eine Briefmarke! Es handelt sich um eine als Seltenheit bekannte Postoffice-Marke der Insel Mauritius aus dem Jahre 1847, die jüngst in alten Briefschaften auf der Insel gefunden wurde. —